

MARCIN GOŁASZEWSKI
Uniwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu*

**Ernst Wiechert und sein Werk im Spiegel des autobiographischen
Werkes *Jahre und Zeiten*. Der literarische Werdegang eines
deutschen Dichters der *Inneren Emigration*. Vom *Totenwolf* (1924)
über *Totenwald* (1939/1946) bis *Missa sine nomine* (1950)**

Ernst Wiechert and his work in the mirror of the autobiographical work *Jahre und Zeiten*. The literary career of a German poet of the *Inner Emigration*. From *Totenwolf* (1924) on *Totenwald* (1939/1946) to *Missa sine nomine* (1950)

Abstract

Ernst Wiechert was one of the most important representatives of German inner emigration. Nowadays he is almost entirely forgotten. The aim of this article is to show his literary output according to his own memoirs *Jahre und Zeiten* that shed different light on the interpretation of his work, but also on his attitude and own evaluation of work, often conditioned not only by political or social considerations, but also, to a large extent, by what happened in his personal life. This article is an attempt to provide, in general terms, an analytical sketch of the writer's works, from his first novels written in times of Conservative Revolutionary movement — *Der Totenwald*; *Der Wald* — via growing detachment from national views and the subject of 'The First World War' — *Der Knecht Gottes Andreas Nyland*; speeches from the years: 1933 *Der Dichter und die Jugend* and 1935 *Der Dichter und seine Zeit* — to his autobiographical account of the concentration camp Buchenwald — *Der Totenwald*, novel *Das einfache Leben* or *Missa sine Nomine*.

* Zakład Historii Literatury Niemieckiej
Instytut Filologii Germańskiej Uniwersytetu im. Adama Mickiewicza w Poznaniu
al. Niepodległości 4, 61–874 Poznań
e-mail: marcingolaszewski@wp.pl

Der Verfasser des Beitrags ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Institut für Germanistik an der Adam-Mickiewicz-Universität in Poznań im Rahmen des Förderprogrammes des Polnischen Nationalen Forschungszentrums (NCN): FUGA (2013–2016). Die Publikation entstand dank finanzieller Unterstützung des Polnischen Nationalen Forschungszentrums (NCN). Vertragsnummer: 2013/08/S/HS2/00224.

Ernst Wiechert (1887–1950) gehört zweifelsohne zu den Hauptvertretern der literarischen Inneren Emigration. Er gilt wegen seiner zwei bekannten Reden an die Münchner Studenten, der vom 6. Juli 1933 *Der Dichter und die Jugend* (vgl. Golaszewski 2010a: 53–66) und der vom 16. April 1935 *Der Dichter und die Zeit* (vgl. Golaszewski 2010b: 31–51) sowie der Novelle aus dem Jahre 1937 *Der weiße Bißfel oder Von der großen Gerechtigkeit* (vgl. Golaszewski 2011a: 91–114) als einer der wenigen deutschen Schriftsteller und Dichter der Inneren Emigration (vgl. Golaszewski 2014b: 57–70), die Widerstand gegen den Nationalsozialismus geleistet haben. Damit hat er in den 1930er Jahren ein Bild von einem anderen Deutschland gemalt (mehr: Pleßke 2000: 93–109), indem er sagte: „[...] so bitte und beschwöre ich Sie heute, sich nicht verführen zu lassen [...] zu schweigen, wenn das Gewissen Ihnen zu reden befiehlt“ (Wiechert 1948: 22). Sein Name gilt jedoch erst seit seiner achtwöchigen Haft im Jahre 1938 im Konzentrationslager Buchenwald als Synonym des Widerstandes und der Wachsamkeit eines deutschen Dichters, der seine Erlebnisse in literarischer Form in *Der Totenwald* verarbeitet hat (mehr: Franke 2003: 40–81). Sein Schrifttum und seine Ansichten sind aber nicht eindeutig. Bei der Analyse seiner Werke muss der gesamte Kontext seines Schaffens miteinbezogen werden, denn seine Werke zeigen deutliche Widersprüche.

Ernst Wiechert „könnte ein Klassiker der deutschen Literatur sein — er ist es nicht geworden“ (Böhme 2008: 36), denn er ist wie viele andere Schriftsteller der Inneren Emigration nach dem 2. Weltkrieg langsam aber stetig in Vergessenheit geraten. Viele von seinen Werken wurden und werden nicht mehr neu aufgelegt und sind nur antiquarisch zu besorgen.

Der Beitrag versteht sich als Versuch, Wiecherts Werk in Wiechert Sicht darzustellen, wobei die Verflechtung zwischen dem Autor und seinem Schaffen besonders hervorgehoben werden sollte. Gezeigt wird der Weg von einem Schriftsteller der Konservativen Revolution (mehr: Hartung 1999: 22–41) (*Der Wald* und *Der Totenwolf*), über immer größere Distanz zum Nationalsozialismus (*Der Totenwald*) in den 1930er Jahren, bis zu seiner Emigration in die Schweiz nach dem Zweiten Weltkrieg. Seinen Schaffensperioden, sowohl auf der persönlichen als auch schriftstellerischen Ebene, wird besondere Aufmerksamkeit geschenkt (vgl. Golaszewski 2011b: 297–312). Darüber hinaus soll darauf eingegangen werden, wie vielfältig und manchmal sogar widersprüchlich das Werk Wiecherts war und wodurch seine Ansichten, auch politische, beeinflusst wurden. Der Beitrag versucht einen Überblick über

das Gesamtwerk des Dichters zu verschaffen, geht jedoch bei der Analyse einzelner Werke nicht ins Detail, sondern schildert es im Kontext des autobiographischen Werks *Jahre und Zeiten*. Der Beitrag soll daher eine Art Überblick über das Gesamtwerk, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, schaffen.

Denn wir sind von gestern her und wissen nichts, weil unsre Tage nur ein Schatten auf Erden sind.
(Wiechert 1957h: 336)

In einem kurzen Zitat aus *Jahre und Zeiten* erkennt Ernst Wiechert die tiefe Verknüpfung seiner schriftstellerischen und dichterischen Tätigkeit mit seinem Leben. Er schreibt, weil er schreiben muss:

[U]nser Werk und Ziel [ist] die Aussage [...] die Aussage über ein Stück Schicksal eben, das Aufeinanderflechten und Durchsichtigmachen, und Knoten und Fehler sind so wichtig wie Glanz und Farbe. (1957h: 335–336)

In den meisten Romanen versucht Ernst Wiechert immer wieder, seine eigenen Erfahrungen, sein Erleben, seine Sorgen und Gedanken auf dem Wege der Kunst zu vermitteln. Doch es gibt auch eine Reihe von Texten, die unabhängig vom Erlebten, frei erfunden sind und auf allgemeiner Erfahrung basieren. Dort tritt eine andere Beziehung zum Leben in den Vordergrund, der Wunsch des Schriftstellers zu trösten, zu belehren, zu bekehren und zu helfen. Wiechert schreibt zwar aus eigener Lust, aus Bedürfnis, sich von einer inneren Belastung zu befreien, er schreibt aber auch für seinen Leser, um ihm den Weg zu zeigen, um ihm zu helfen, ihn aber nicht zu steuern: „Daß er ein bißchen Klarheit daraus gewinne, die Erkenntnis einer Art von Gesetzmäßigkeit, eines Wachstums, eines stillen Werdens. Und aus allem diesem doch einen bescheidenen Trost“ (1965h: 336).

Die erste Schaffensperiode Ernst Wiecherts ist gekennzeichnet durch das Leiden. Er hat erst selbst Not erfahren, ein privates Leiden (vgl. Pleßke 2005: 10), bevor er in seinen eigenen Schriften den anderen Menschen Trost spenden konnte: „Erst später, viel später habe ich erfahren, daß ein Vers oder eine Seite, die man schreibt, reinigen und erlösen kann“ (1957h: 451). Denn sein Werk muss als ein Weg verstanden werden, auf dem er sich selbst und seine schriftstellerischen Fähigkeiten entfaltet hat. Auf der ersten Etappe begleitet ihn seine erste Frau, Meta Wiechert. Und in diesem Lebensabschnitt wird er nun mit zahlreichen Enttäuschungen konfrontiert, die einen unmittelbaren Einfluss auf seine Werke ausüben: „[F]ür jemanden, der eben sein Amt und sein Glück gegründet hatte, war *Die Flucht* (dazu Pleßke 1997) wohl ein seltsamer Titel“ (1957h: 451).

Sein Urteil über die Werke dieser ersten Schaffensperiode zeugt von dem in späteren Jahren gewonnenen Abstand und seiner Überwindung einer damals um sich greifenden Verzweiflung, die ihn innerlich zerriss:

In alle meine Bücher ist fast fünfzehn Jahre hindurch dieses Mißlingen des Lebens hineingeflossen, das zwischen den Polen sich Zerreibende, das nicht Gelöste und an keine Lösung Glaubende. Das Grelle an Zeichnung und Farbe, das Ausbrechenwollen, die Übertreibung durch Effekte, der Mangel an Maß und Harmonie, die Überladung der Sprache, der Mittel, das Gewaltsame, bis aufs Letzte Getriebene. Es waren nicht nur Kunstfehler, wie die meisten Beurteiler meinten. Es waren Lebensfehler. Und so unlöslich waren Leben und Kunst verflochten, daß das eine aus dem anderen folgen mußte. (Wiechert 1957h: 450)

Erst nach über 30 Jahren distanzierte sich Ernst Wiechert von seinem ersten Roman *Die Flucht*. Dieses Buch war aber tonangebend und bestimmend für eine längere Schaffensperiode, die ca. bis Ende der 1920er Jahre dauerte. Denn es war viel mehr als nur der Titel eines Romans; *Die Flucht* war eine Lebenseinstellung und bleibt ein Schlüsselbegriff für das Verständnis der ersten schriftstellerischen Periode Ernst Wiecherts, für seine eigene Sturm- und Drangzeit (mehr: Pleßke 1999: 102). Aber sie war nicht nur charakteristisch für ihn, sondern zugleich auch für die gesamte Kriegsgeneration, die nach der Niederlage des Ersten Weltkrieges, dem Scheitern des Kaiserreiches, der Gründung der ersten Demokratie in Deutschland, der Weimarer Republik, und der Wirtschaftskrise und zugleich Gesellschaftskrise mit den Mythen der Zeit konfrontiert wurde.

Ein egoistisches Buch also, ein egozentrisches, und so sind sie alle gewesen bis zur großen Wende. Es lohnt nicht, Mühe an sie zu wenden, außer der des Biographen und des Psychologen. Sie enthalten nur das Subjekt in immer gewandelten Formen, kein Objekt, keinen Abstand, keine Weite. Für mich waren sie nötig, für mich allein, und das Ungehörige war nur, sie drucken zu lassen, als ob sie auch für andere nötig wären. Sie waren nur Fiebertafeln, die über meinem Kopfe hingen, und die rote Linie war nicht gut anzusehen. Der Arzt war noch nicht gekommen. Die Diagnose war noch nicht gestellt. (Wiechert 1957h: 452)

Wiechert versuchte am Anfang seiner Schaffenszeit immer wieder durch seine Werke aus seiner gefährdeten, geistig und seelisch labilen Welt zu entrinnen, doch dies gelang ihm nicht. Es gab für ihn keinen Ausweg als die 'Flucht', keine Erleichterung und somit stürzte er sich immer mehr in die tiefe Depression. Diese psychischen Zustände wurden hauptsächlich durch mehrere Schicksalsschläge in seiner Kindheit und Jugendzeit, wie etwa der Selbstmord seiner Mutter oder der ungeklärte Tod seines Onkels verursacht.

Der Erste Weltkrieg stellte auch eine bedeutende Zäsur in seinem Leben dar. Wiechert meldete sich freiwillig und wurde zurückgestellt, dann einberufen und ausgebildet, krank entlassen und wieder eingezogen. Die Kriegserlebnisse, aber auch das Leben in Kasernen, liefern, manchmal kaum überarbeitet, einen reichhaltigen Stoff für alle späteren Romane, insbesondere für *Jedermann* und die *Jeromin-Kinder*. Der Krieg zieht sich wie ein roter Faden durch das ganze Schaffen des Schriftstellers. Denn das Erlebnis des Krieges bildet fortan den Hintergrund, der in den Zeiten zwischen den beiden Weltkriegen und auch später sein ganzes Schaffen durchwirkt und determiniert. Immer wieder kommt er darauf zu sprechen, in den grellsten Farben und mit den heftigsten Äußerungen. Unzählige Male brandmarkt er den Krieg als sinnloses Spiel der Großen mit den entfesselten Urmächten des Hasses und Vernichtungswillens, das für den Einzelnen wie für das ganze Volk nichts Weiteres einbringt als nur Prüfung, Abstieg, Verstümmelung, Untergang, Enteignung, die Begegnung mit dem Grauenhaften und letzten Endes mit dem Tod.

Dabei sind vor allem zwei erste Nachkriegsromane, *Der Wald* und *Der Totenwolf*, die 1922 und 1924 veröffentlicht wurden, besonders aussagekräftig, und zwar nicht nur auf Grund ihres dichterischen Wertes, sondern als Meilensteine auf dem Weg des Autors zur Verarbeitung des Erlebten und zur persönlichen Verurteilung des Krieges sowie zur Auflehnung gegen den Nationalsozialismus.

Der Totenwolf erschien 1924. Bezeichnend für die Einstellung des Verlegers war der schwarz-weiß-rote und mit dem Hakenkreuz gezielte Umschlag (vgl. Pleßke 2001: 20–24), der den Geist dieses Buches vorwegnahm (Wiechert 1957h: 539).

Der Protagonist des Romans ist Wolf Wiedensahl, Sohn eines im Niedergang begriffenen Geschlechts. Er wird aus Familie und Stadtkultur losgelöst und findet in Wald, Moor und Feld eine neue Heimat. In der Schule hat er schwer zu kämpfen, bis er einen Lehrer kennenlernt, der vom heidnischen Germanentum begeistert ist. So wird sich Wolf seiner Berufung bewusst und von nun an setzt er sich als Ziel, das deutsche Volk von der Demut und Sanftmut des Christentums zu erlösen:

Jene Menschen lebten bei ihrer Mutter, der Erde, und ihre Seele war die Seele des Waldes grün und stark, wie junges brausendes Laub. [...] Dann kamen die Mönche und töteten die Seele oder ächteten sie, und verhüllten die Sonne wie Balders Antlitz. Das Licht verschwand. Heimatlos wurde der deutsche Mensch. Er bekam eine neue Seele, eine Seele aus Stein, wie im Märchen. (Wiechert 1957a: 117)

Es wird Wolf zur Aufgabe, den deutschen Menschen zum hasserfüllten, naturverbundenen Germanentum zurückzuführen. Im Krieg sieht er ein Mittel zum Zweck, mit dem er ein ganzes Volk befreien kann. Als Wegbereiter einer neuen Zeit und Welteroberer kämpft er in den vordersten Reihen bis zum bitteren Ende. Enttäuscht kehrt er zurück. Schuld an dem verlorenen Krieg ist das Christentum. „Jetzt werde ich gegen Gott kämpfen“ (Wiechert 1957a: 181), erklärt er seiner Großmutter Agnete, die ihn an Stelle der verlüderten Mutter erzogen hat. Sein Ziel verfolgt er in seiner begrenzten Umwelt, denn die Stadt verkörpert für ihn alles Schlimme, was die Zivilisation mit sich gebracht hat:

Und in diesen Städten stehen viele Dome und Kirchen, und am Sonntag läuten die Glocken. Aber ihr Gott ist tot. Sie haben ihn begraben unter Steinhäufen und Eisenstangen, tief unter der Erde, lebendig begraben, und ihre Schritte hallen dumpf über seiner Gruft. Statt seiner aber haben sie ein Götzenbild aufgerichtet, um das sie tanzen und für das sie morden [...] das ist ihr Gott. (Wiechert 1957a: 117)

Am Buß- und Betttag erstürmt er einen Altar in der Kreisstadt. Er wird vom empörten Volk niedergeschlagen und zu Gefängnishaft verurteilt. Sein Hass steigert sich zum Wahnsinn. Die entartete Stadtkultur will er vernichten. Deshalb steckt er mit wagnerischem Pathos eine Gaststätte in Brand. Es stellt sich dabei heraus, dass der Totenwolf bewusst seinem eigenen Untergang wie in einer Art von Götterdämmerung entgegenstrebt. Er rafft sich zu einer letzten Liebesnacht auf. Germanische Mystik durchglüht die Lust der Sinne und erfüllt ihn mit dämonischem Taumel. Sein erhofftes Kind soll sein Werk vollenden. In der Morgendämmerung wird er von seinen Verfolgern aufgespürt. Einige von ihnen kann er noch niederschließen, ehe er selbst, tödlich verwundet, auf dem Mutterschoß zusammenbricht.

Im Roman wird sehr viel vom deutschen Menschen gesprochen, der nicht vom Weibe, sondern vom Manne geboren ist (vgl. Wiechert 1957a: 181), vom neuen Zeitalter, von Kampf und Hass, Umsturz und Erhebung. Man glaubt Nietzsches Ruf zu hören: „Gott ist tot“, „Gott ist begraben“ (Wiechert 1957a: 114, 117). Die Bibel wird durch die altgermanischen Helden verdrängt. Die germanischen Götter werden heraufbeschworen, und die vermeintlichen Götzen der modernen Welt gestürzt. Wolf von Wiedensahl kennt kein Gesetz mehr, er handelt nach dem Faustrecht. Das deutsche Heldentum wird verherrlicht: „Was wisst ihr, was ein Deutscher ist? Der Kampf war sein Gott, der Hass war sein Pfeil, der Wald war sein Haus“ (Wiechert 1957a: 193).

Mit dem Roman *der Totenwolf* erreicht Wiechert den Tiefpunkt seiner Sturm- und Drangperiode. Er tritt als ein Autor der Frontgeneration auf, zwar nicht unbedingt durch nazistische, aber doch eindeutig nationale und bluthafte Ideale gekennzeichnet, die sein Werk in die damals gängige Blut- und Bodenliteratur einreichte. *Der Totenwolf* ist bestes Beispiel dafür, dass an Ernst Wiechert, seinem politischen Weltbild und an seinen literarischen Werken, obwohl der Schriftsteller in einem idealistischen Sinne dem deutschen Bildungsbürgertum verpflichtet war, die politische Zeitgeschichte, von der er durch den 1. Weltkrieg geprägt wurde, mitgewirkt und Spuren hinterlassen hat. Dies gestattet es, ihn bestimmten national-konservativen Strömungen zuzurechnen (vgl. Schuhmann 2012: 124–125).

Bereits aber in den 1920er Jahren gab es Menschen, die klar die Gefahr erkannten, die jene Verherrlichung der heidnischen Naturkräfte in sich barg. In den *Stimmen der Zeit*, Oktober 1925, nimmt Sigmund Stang Stellung zu diesem Buch, indem er schreibt:

Das Eintreten für ein naturnahes Leben im Gegensatz zur Stadtzivilisation ist ja ganz löblich, hätte aber nur Wert, wenn zugleich konkrete Möglichkeiten der Verwirklichung aufgezeigt würden. So schöne Schilderungen aus Wald und Moor der Roman enthält, muß er als Volksvergiftung abgelehnt werden. (Stang 1925: 79)

Es war nötig, den Inhalt eines der ersten Romane Ernst Wiecherts zu schildern, auch eine Buchbesprechung aus damaliger Zeit zu erwähnen, um aufzuzeigen, dass Wiechert nicht nur „aus dem Wald und aus der Welt der Bibel“ kommt, sondern auch aus einer gewissen geistigen Haltlosigkeit und Leere, wie sie in den Nachkriegsjahren in der deutschen Gesellschaft anzutreffen war. Dabei soll die volle Spannweite seines Werkes ersichtlich werden, der Anfang seiner Laufbahn in grellem, unverfälschtem Licht erscheinen und seine Fehlritte nicht verheimlicht oder beschönigt werden.

Wiechert behauptet nie, auf eine gewisse Waldmystik verzichten zu können. Sie gehört, wenn man seine Werke analysiert, zu seiner Lebensauffassung, und wenn sich auch diese im Laufe der Jahre gewandelt hat, so verharrte er doch unbeirrt auf einer religiösen Zuneigung zum Wald. Seine Anhänglichkeit an die ostpreußische Heimat, seine schwermütige Veranlagung, seine östliche Religiosität und die slawischen Züge, die er in sich trug, dies alles verflochten mit einer aufrichtigen, einfachen Liebe zur Natur, hat ihn nie richtig erkennen lassen, dass mit dem deutschen Wald, der deutschen Eiche und mit Tannenschmuck, viel Ideologie verknüpft war, und er hat bewusst oder unbewusst, zur Vergötterung des Waldes seinen literarischen Beitrag geleistet.

So erklärt sich wohl auch, dass er, trotz heftiger Kritik am *Wald*, die er in *Jahre und Zeiten* übt, seiner Naturfaszination treu geblieben ist. Nur das Überschwängliche und Besessene wird verworfen. Anders ist es im *Totenwolf*. Von seinem vorbehaltlosen Bekenntnis zum Frontkämpfertum hat sich Wiechert im Laufe der Jahre immer mehr distanziert und mehr oder weniger entschuldigt. Bei aller persönlichen Tapferkeit und Einsatzbereitschaft lag ihm das Heldenhafte auch nicht, und aus seinen Kriegserinnerungen ersieht man, dass beim Leutnant der Reserve Ernst Wiechert Pflichtgefühl höher geschätzt wurde als Draufgängertum. Im Einsatz bewährte sich der Waldläufer und der erprobte Scharfschütze (vgl. Wiechert 1957h: 499, 493), der Offizier war jedoch ein uniformierter Bürger geblieben: „Mir war nicht gegeben, ein Held der Tat oder des Schwertes zu sein“ (1957h: 513).

In diesem Kontext ist seine Analyse über das Zustandekommen dieser beiden Romane besonders beachtenswert und aufschlussreich:

Für mich war es sehr bezeichnend, daß ich nach dem Kriege in zwei Büchern dieses mir Fehlende und gänzlich Unangemessene gleichsam 'literarisch' nachzuholen versuchte, um eine Art von Gleichgewicht herzustellen. Daß ich in den Gestalten des Hauptmanns (im *Wald*) und des *Totenwolfes* die übersteigerten Bilder dessen zu projizieren versuchte, was ich nicht besaß. Keines meiner Bücher war so von innen heraus unwahr, wie diese beiden es sind. Keines so sehr Literatur wie sie. Daher die gewaltsame Übersteigerung der Gestalten und der Probleme, der Sprache und der Diktion. Paroxysmen, in denen die Natur sich wie im Fieber reinigte, nachdem sie jahrelang das Gift des Krieges getragen und keinen Ausweg gefunden hatte, als ihn wie eine Pflicht zu tragen. Und daß junge Menschen diese Bücher vielfach wie eine Offenbarung aufgenommen haben und mich noch heute vorwurfsvoll daran erinnern als an etwas Großes, das ich nun verraten hätte, ist mir ein Zeichen, wie gefährlich es ist, mit Leidenschaft an ein Werk zu gehen, statt mit der Ruhe und Stille, die aller Leidenschaft folgt.

Für mich aber waren diese beiden Bücher wohl notwendig. Mit ihnen erst überwand ich den Krieg. Mit ihnen erst ließ ich einen dunklen Zeitabschnitt zurück, zog ich eine Grenze, die ich niemals mehr nach rückwärts überschritten habe. Mit ihnen erst wurde ich frei für die reine Menschlichkeit, die ich, als ein unendliches Ziel, nie mehr aus den Augen verloren habe. (Wiechert 1957h: 482–483)

Es soll jedoch zu dieser Analyse ergänzend bemerkt werden, dass sie nur die innere Entspannung, die Katharsis hervorhebt, also nur das Psychologische berücksichtigt und dass sie offensichtlich einer Erweiterung bedarf, die Wiechert selbst an anderer Stelle vornimmt, trägt sie doch den damaligen Geistesströmungen, die ihn ganz sicher beeinflusst haben, nicht genügend Rechnung. Selbst wenn man annehmen muss, dass die Vergangenheit im Licht der Gegenwart mit klareren Umrissen und vor allem im Hinblick ihres Ausgangs als ursprünglich erscheint, so gibt doch Wiecherts Werturteil über den *Totenwolf* zugleich Aufschluss über seine Gesamtentwicklung:

Es war mein Zoll an die dunklen Mächte, die schon unter der Oberfläche am Werk waren, von deren Gesicht noch wenig zu erkennen war [...] Für mich war es nur die letzte Formulierung dessen, was im *Wald* versucht worden war, der Scheitelpunkt und das sich Überschlagende der Kurve [...] Als der Versuch einer Dichtung war das Buch breiter und dem Begriff des Schicksals näher gekommen. Aber es war dem Menschlichen nicht näher gekommen. Es war ruhiger im Stil, aber erbarmungsloser in seiner Haltung. Es war krampfhafter als alles Bisherige, weil es meiner wahren Natur noch mehr zuwiderlief. Es war reicher in den Mitteln, aber es war ein finsterer Reichtum [...] Es war ein krankes Buch, vom Fieber der Zeit durchschüttelt, und wie auf eine Krankheit blicke ich heute auf seine Blätter, wenn ich es in der Hand halte.

Aber ich gehöre nicht zu denen, die ihre Krankheiten leugnen. Es war ein notwendiges Buch für mich, eines derjenigen, die uns frei machen [...] Auch war es das erste Buch, das einen 'Erfolg' hatte, indem es von allen begierig als ein Banner ergriffen und vorausgetragen wurde, in deren Weltanschauung es paßte. (Wiechert 1957h: 538–539)

Im Jahre 1926 erscheint *Der Knecht Gottes Andreas Nyland*. Mit diesem Buch beginnt für Wiechert der Durchbruch in eine andere Welt. Es ist zwar noch keine gesunde, sagt er, da hier der Paroxysmus der Tat in den Paroxysmus des Leidens überschlägt; er fügt jedoch hinzu: „Hier hatte ein Fieberkranker sich auf die andere Seite geworfen, aber seine Fieberträume hatten damit nicht aufgehört. Sie waren nur anders geworden“ (1957h: 542).

Der Roman ist überhäuft mit Krüppeln, Verbrechern, Anomalitäten, Visionen, ausgefallenen Symbolen, Hass und Gier, Betrug und Selbstmord. Das Schicksal erfasst die Menschen

und zieht sie in die Tiefe. Spuk und Grauen ziehen über das Land, und in der Stadt liegt erstickender Dunst über dem Häusermeer. Der Menschen Antlitz ist entstellt von Schrecken und Qual, ihr Rücken gebeugt durch die Schwere und Last des Alltags, ihre Hände verkrampft erhoben zum Fluch, ihr Mund verzerrt von Hohngelächtern und giftigen Worten.

Traumgestalten tauchen auf: Andreas Nyland, ein verstörter Pfarramtskandidat, von Wahnvorstellungen gehetzt, vom Rausch des Mitleidens erfasst, nirgends zu Hause, weder in den Wäldern noch unter den Menschen, unsted auf Wanderschaft; Bulck, der riesige, grüblerisch bösertige Gutsherr, ein Schinder und Schikanierer, zynisch und dem Trunk ergeben, schließlich vom Schlag gelähmt; Potor, das Gespenst im Rollstuhl, sein verkrüppelter Sohn, ein grausamer Tierquäler, der schnell zum Messer greift; Kaschike, ein Teufel in Menschengestalt; Martha, Bulcks Tochter, mit 16 Jahren in Schwangerschaft geraten; Reimarus, ein gottloser Pfarrer, ein ehrloser Vorgesetzter, ein Trinker, ein Lump; Johannes Nyland, Marthas blindes Kind, das sich mit vier Jahren in den Tod stürzt (vgl. Wiechert 1957b: 618), weil es auf Erden keinen Krüppeln begegnen und im Himmel das Augenlicht wiedererlangen möchte.

„Das Leben ist, wie mir scheint, ein dauernder Stolleneinbruch“ (Wiechert 1957b: 506), bekennt Amadeus, ein verkommener Literat. Andreas Nyland sollte, auf Wunsch seiner Mutter, Pfarrer werden, „um die Tränen zu trocknen“ (Wiechert 1957b: 266). Am Ende all seiner Wanderungen muss er gestehen — ohnmächtig und geschlagen — dass er die Welt nicht erlöst hat. (vgl. Wiechert 1957b: 574) In diesem Roman greift alles über das menschliche Maß hinaus, alles ist überspannt, das Laster, das Leid und die mitleidige Liebe zu den Menschen. Der Knecht Gottes will helfen und heilen, vergeblich ist jedoch sein Versuch, in einer gespensterhaften Welt, eine Erlösung vom Leid zu erzwingen.

In diesem Zusammenhang lässt sich Wiecherts Werturteil über den Roman besser verstehen:

Auch dieses Buch unterlag der verhängnisvollen Leidenschaft, die Welt aus einem Prinzip zu heilen, und im Grundsätzlichen wie im Künstlerischen machte es wenig aus, ob dieses Prinzip nun eines des Bösen oder des Guten war. Immer noch war es erfüllt von Gestalten des Urbösen, immer noch endete der Held im Nichts. Sei es in Vernichtung oder Tod wie im *Wald* oder im *Totenwolf*, sei es im Wesenlosen wie eben im *Knecht Gottes*. Denn der äußerste Haß wie die äußerste Liebe enden im Unmöglichen der Verwirklichung wie der des Denkens. (Wiechert 1957h: 542)

Andreas Nyland, der Knecht Gottes, ist ein dunkles, wirres, gleichsam mit Wollust getränktes, abseitiges Buch, das in der deutschen Literatur eine Sonderstellung einnimmt. Man kann darin beinahe eine unfreiwillige Wiechert-Parodie sehen. Alle späteren Themen kündigen sich in diesem Roman bereits an, aber in einer eigenartigen Verzerrung. Erst später werden sie klarer, deutlicher und tiefer gestaltet.

Am Ende seines Weges sieht Andreas Nyland ein, dass er zu weit gegangen ist und nun umkehren muss. In seinen letzten Aufzeichnungen schreibt er:

Er habe den Lebenslauf einer Zeitenwende durchlebt, vielleicht einer Weltenwende. Er habe ihn musterhaft durchlebt, das heißt mit Leidenschaft, Irrtum, Bekenntnis und Schuld. Er habe in einer wurzellosen Zeit ohne die herkömmlichen Wurzeln gelebt, Götter gestürzt und aufgerichtet, nach den Sternen gegriffen und am Kreuz gekniet. Es sei das Zeitalter der Propheten und auch er habe ein Prophet sein wollen. Aber am Schluß seiner Bekehrungen

könne er nichts sagen, als daß er die Schuhe ausziehen wolle, um zurückzutreten von der Erde in ein heiliges Land. (Wiechert 1957b: 631–632)

Wiechert folgte Andreas Nyland, was sein Leben anbelangt. In seinem Leben und Denken vollzieht sich ebenfalls eine Wendung. So schreibt er in Anlehnung an die Äußerungen des müden Wanderers in *Jahre und Zeiten*:

Der Geist, der in leidenschaftlichem Suchen bis an die Grenzen des Haßes gegangen war, ging nun ebenso leidenschaftlich bis an die der Liebe, und erst nachdem er erkannt hatte, daß eben Grenzen da waren, dort wie hier, kehrte er um, und es begann hier eigentlich die nicht mehr unterbrochene Periode der langsam wachsenden Resignation und der Beschränkung auf das uns Mögliche. Im Künstlerischen aber der Übergang zu der reineren, immer schlichteren Darstellung, zum 'Abbilden' der Welt, und zu dem Bemühen, das immer mehr sich Entgötternde mit dem zu erfüllen, was die Unerforschlichen uns aufgetragen haben: die Güte und die Tapferkeit, das Helfen und Heilen, das sittliche Sein in einer zutiefst unsittlichen Welt. (Wiechert 1957h: 543)

Ab 1923 war Ernst Wiechert sieben Jahre lang als Lehrer am Hufengymnasium zu Königsberg tätig (vgl. Wiechert 1957h: 526). Nach den Kriegsjahren hatte er alte Freundschaften wieder aufgefrischt, neue geschlossen. Nach Sturm und Drang und innerer Gärung war eine Zeit der Reife und der Beruhigung angebrochen: der Weg zur Mitte hatte über die Extreme geführt.

Wiechert äußert sich in *Jahre und Zeiten* noch deutlicher zum Roman: „Man wird mir nachsehen, daß ich für dieses entscheidendste Buch meiner Entwicklung noch immer eine verschämte Liebe in mir trage“ (1957h: 543). Und man kann den *Autobiographischen Skizzen* eine lapidare Beurteilung entnehmen: „Erst mit dem *Knecht Gottes* begann die endgültige Wende zur reinen Humanität“ (1957m: 724). „Schwankende Jahre“ (1957h: 515), „Zeitraum der Genesung“ (1957h: 543), so bezeichnet Wiechert den Lebensabschnitt, in dem *Die kleine Passion* entsteht, erster Teil der Trilogie über die Passion eines Menschen; und das Leiden beginnt mit der *Geschichte eines Kindes*. Es ist die Rückschau des Dichters in den vierziger Jahren, der sich seinem Ziel näher gekommen glaubt und seine Kindheit wehmütig betrachtet und sie im Spiegel der Kunst nicht verklärt, sondern verzerrt wiedergibt.

Johannes Zerrgiebel, alias Karsten, ist vom Schicksal gezeichnet. Die Schuld des Vaters und des Stiefbruders bedrücken ihn. „Er war ein Mensch der Stürze, aber er war dazu der Mensch ohne Vergessen“. (Wiechert 1957c: 292) Er entfaltet sich zum erwachsenen Mann in einer verbotenen Liebe, und sein letztes Erlebnis ist ein Ehescheidungsprozess (1957c: 293).

„Verwirrung und Lösung“ heißt das nächste Kapitel in seinen Erinnerungen *Jahre und Zeiten* (vgl. Wiechert 1957h: 579). Wiechert hat seine zweite Frau kennengelernt (1957h: 580); seine erste Frau begeht Selbstmord (1957h: 596). So wird 1930 zum Jahre der großen Krise, die in seinem Privatleben weitgehende Spuren hinterlassen hat. Unterdessen beendet er in Berlin seinen Roman *Jedermann. Geschichte eines Namenlosen*, ein Buch, wie er gesteht, „unter das ich wohl das Wort setzen konnte: in tormentis scripsit [im Schweiß seines Angesichts geschrieben; M.G.]“ (1957h: 603).

Noch einmal liefern ihm seine Kriegserlebnisse den Stoff für eine Erzählung, aber der Krieg wird nicht mehr verherrlicht wie einst im *Totenwolf*. Er ist nur noch Hintergrund und Rahmen für den Schicksalsweg einer Mannschaft von Frontkämpfern, von denen Johannes Karsten und Oberüber als einzige den Krieg überleben, pflichtgetreu und mit stiller, überdachter Tapferkeit. Das wahre Leben hat sich vom Kampffeld zurückgezogen und die Handlung spielt sich mehr in den Herzen der Protagonisten ab. Der Tatendrang hat sich gelegt.

Leiden und Erdulden beherrschen die düstere Stimmung. So gehört *Jedermann* nach seinem Inhalt noch zur zeitgenössischen Frontkämpferliteratur, seiner Tendenz nach reiht er sich allerdings folgerichtig in Wiecherts Entwicklung ein.

Mit der *Magd des Jürgen Doskocil* erscheint zum ersten Mal der gesunde Mensch und das gesunde Werk (vgl. Wiechert 1957h: 543). Der Roman entsteht in der Zeit, als Wiecherts Ehe- und Lebenskrise sich einer Lösung nähert. Der Tod hat das erste Band gelöst und dieses Ereignis scheint den Roman beeinflusst zu haben, denn gleich zu Beginn stirbt Jürgens Frau. Ihre Finger bewegen sich, als wollte sie eine Reihe von Vergehen aufzählen. Ihr Tod ist wie eine bittere Anklage: „Sie kam in sein Leben herein wie ein fremder Stein, schlug an sein Herz und fiel von ihm ab“ (1957d: 13).

Wiechert hat den Makel und die Schuld des Ehebruchs auf sich genommen, seine Stellung aufgegeben, Königsberg verlassen und sich in Berlin eine Wohnung gemietet, um dann in der Großstadt unterzutauchen. Zwar muss er noch außerhalb der gesetzlichen Ordnung leben, so lange die Scheidung seiner Frau nicht rechtskräftig geworden ist, aber er hat die Freiheit des Lebens gewonnen und einen neuen Weg in gegenseitiger Liebe eingeschlagen.

In dem Roman, an dem er nun arbeitet, wird zum ersten Mal eine echte Liebe dargestellt, die, durch Heirat bekräftigt (vgl. Wiechert 1957d: 94), nicht in Versuchung und Leid zerschellt, sondern im Wunsch nach dem Kind gipfelt (vgl. Wiechert 1957d: 161) und sich in einer selbst auferlegten Trennung bewähren soll. So entspricht dieses Buch einer neuen Wende in Wiecherts Leben. Ein Gefühl der Hoffnung und der Zuversicht erwacht in den Herzen der Menschen und verdrängt allmählich die dunklen Träume. In der Deutung des Romans in Bezug auf sein Leben betont Wiechert in *Jahre und Zeiten* den Schritt zum einfachen Leben:

[E]s [war] das erste Buch, in dem ich den großen und entscheidenden Schritt vom Subjekt zum Objekt tat. Den für den Menschen wie für die Kunst entscheidenden Schritt. Das Buch, in dem noch Dunkles genug war, aber die Helle war stärker als das Dunkle, und sie kam aus den starken und doch den demütigen Herzen der Handelnden. Das Buch, in dem die Sprache einfach geworden war oder einfach zu werden sich bemühte, weil das Leben einfach geworden war. Das Buch, in dem eine größere Sittlichkeit war als die der Menschenordnung, weil ich selbst eine größere Sittlichkeit gewonnen hatte. In dem Qualen waren, aber die Menschen gingen nicht unter in ihnen, sondern überstanden und überwandten sie. Das Buch, das nicht aus einer Idee lebte, aus dem Unbedingten und Absoluten, sondern aus dem Menschenherzen und aus seinem Schicksal. Das Buch schließlich, das rechtfertigte, was ich getan hatte, wenn Schmerzen und Schuld überhaupt zu rechtfertigen sind. (Wiechert 1957h: 604)

Wie ein Vertrauter am Scheideweg, wie ein Zeuge der großen Lebensentscheidung erscheint Wiecherts Roman *Die Magd des Jürgen Doskocil*, und man glaubt, darin ein Echo seines Lebens zu vernehmen, während sein Bekenntnis in *Jahre und Zeiten* auf den autobiographischen Hintergrund hinweist.

Es wird hier besonders darauf hingewiesen, dass zwar Bibel, Wald und Erster Weltkrieg zu den Urelementen der Dichtung Wiecherts gehören und dass sein Gesamtwerk hinsichtlich dieser zu analysieren ist, aber es wird auch besonders betont, dass das tiefempfundene Schicksal einer unglücklichen Ehe dazu zu rechnen ist, was in der Literaturwissenschaft bisher außer Acht gelassen wurde.

In dieser Hinsicht verdient die Erzählung *Der Mann von vierzig Jahren*, zuerst in der *Deutschen Rundschau* im Dezember 1929/Januar 1930 erschienen, eine besondere Bedeutung.

Während einer Theateraufführung begegnet der Regierungsrat Van den Berge einer unbekanntenen Frau, zu der er sich hingezogen fühlt. Auf's tiefste erschüttert, erkennt er plötzlich, „daß er seine Tage zugebracht [hat] wie ein Geschwätz“ (Wiechert 1957f: 289). Das Kind in ihm war verschüttet, der Mensch entstellt. In der Liebe zu dieser Frau, die sich ihm nähert, entdeckt er einen neuen Weg zur Menschlichkeit. „[E]r wußte mit einer tapferen Gewissheit, daß er hinging, wo sein Gott ihm hinzugehen befahl“ (1957f: 301). Aber er wagt nicht den letzten Schritt; er wird zum Verräter seiner ersehnten Lebenserfüllung: „Judas Ischariot!“ (1957f: 323) nennt er sich, denn er hat noch nicht die Kraft, gegen das Gebot der Menschen, der Gesellschaft, seiner Familie, seinem inneren Gesetz zu folgen.

Das Autobiographische ist in der Erzählung kaum verhüllt. Was van den Berge nicht wagen wollte, hat Wiechert gewagt. ‘Die blaue Stunde’ (Wiechert 1957f: 288) in der Theaterloge während der Aida-Aufführung hat eine unverkennbare Ähnlichkeit mit der Begegnung, von der Wiechert in *Jahre und Zeiten* berichtet: „[...] als ich während eines Bruckner-Konzertes in der Stadthalle meine Augen aufhob und in einer der Logen an der Brüstung eine Frau sitzen sah, in einem schwarzen Kleid, einen Luchskragen um die Schultern gelegt, auf den ihr blondes Haar niederfiel [...]“ (1957h: 580).

So darf man annehmen, dass der ‘Durchbruch der Gnade’ (Wiechert 1957l: 712) von einem menschlichen Antlitz ausging. Das oft zitierte Bekenntnis aus dem Jahre 1932 gibt aus der Rückschau zu erkennen, wie tief erschüttert der Dichter aus der Wandlung hervorgeht, die sich in seinem Leben vollzogen hat.

Am Anfang meines Lebens war der Wald, und nun lebe ich in Berlin. Am Anfang war Gott, und nun gehe ich in keine Kirche mehr, weil jede Kirche zu klein ist. Am Anfang war die Einsamkeit, und nun liebe ich die Tiere und die Kinder.

Ich war vierzig Jahre alt, als der ‘Durchbruch der Gnade’ über mich kam und die alte Form zerbrach. Er spülte den Haß hinweg und ließ mich in der Liebe. Er spülte das Gesetz hinweg, in dem ich aufgewachsen war, die Sicherheit, die Tradition und ließ mich an der Schwelle eines neuen Anfangs. Und von hier aus baue ich mein zweites Haus. Ein Haus für die ‘Erniedrigten und Beleidigten’. Die Tiere gehören dazu, die Kinder, die Armen, die Mißhandelten, die Entrechteten. Die im Besitz sind, lächelnd darüber, und die in der Macht sind, zucken die Achseln. (Wiechert 1957l: 712)

Anhand seines *Lebensabrisses* kann man nachvollziehen, warum sich Wiechert auch weiterhin, sogar nach der Überwindung der Sturm- und Drangperiode, gegen Gesetz und Kirche, gegen gesellschaftliche Ordnung und eheliche Bindung auflehnt, warum er den Weg zum verlorenen Paradies der Unschuld und zur Unbefangenheit der Kindheit nie zurückgefunden hat, warum er sich fortan gedrängt fühlt, und zwar mit großmütiger und anerkennenswerter Aufrichtigkeit, in seinem schriftstellerischen Auftrag, in seinem Streben nach einer höheren Freiheit, in seinem Anspruch auf eine höhere Sittlichkeit und schließlich in seinem Werk die Rechtfertigung seiner fragwürdigen Lebensführung zu suchen.

Mit dem Jahre 1933 beginnt ein neuer Abschnitt in Wiecherts Leben. Er scheidet aus dem Schuldienst aus, verlässt Berlin und wählt einen neuen Wohnsitz auf einem Hof bei Ambach am Starnberger See (vgl. Wiechert 1957h: 648). Die Berliner Jahre haben seinen Blick geweitet, seinen Einfluss in der literarischen Welt gefestigt, seine Position als einen der bekanntesten deutschen Schriftsteller sichergestellt. Seit dem 30. Januar 1933 ist nun eine Regierung an die Macht gekommen, die einen Kurs steuert, der seinem Wesen, seiner Denkart widerstrebt und den er deshalb von vornherein nicht billigt.

Am 6. Juli 1933 hält Ernst Wiechert seine erste Münchner Rede *Der Dichter und die Jugend*:

In ihren Hauptformulierungen war sie schon unvereinbar mit dem neuen Geist, war sie ein Absage [...]. [F]ür mich war aus vielen Zeichen abzusehen, daß ich aus einem Umworbenen nun ein Beobachteter geworden war. Es war der erste Schritt, und von ihm gab nur schwer ein Zurück. Es sollte auch keines geben. (Wiechert 1957h: 649)

Man ist verwundert darüber, dass Wiechert schon von Anfang an erkannte, was die Nationalsozialisten im Schilde führten: „Meine Freunde, es sei einem Dichter, der heute in das Gesicht der Jugend sieht, erlaubt, es mit Sorge zu sehen. Mit Freude und Stolz und mit tiefer Teilnahme, aber auch mit Sorge. Ihr seid die erste Jugend, die, seit ich lebe, etwas empfangen hat, was wir niemals empfangen: Macht“ (Wiechert 1957i: 363).

Zwei Jahre später hat er noch einmal seine Stimme erhoben und noch schärfer und deutlicher die neue Zeitströmung und die Umstände in der nationalsozialistischen Herrschaft angeprangert, die Gleichschaltung, die sittliche Verflachung, die Verdrehung der Rechtsbegriffe, die Entfesselung willkürlicher Macht: „Wenn in mir ein Stück Gewissen der Nation lebt — und ich fühle schmerzlich genug, wie sehr es das tut — dann kann es mir nicht gleich sein, ob eine Jugend in Goethescher Ehrfurcht — oder ob sie »mit kaltem Blick die Anarchie der moralischen Welt bejaht« — heranwächst“ (Wiechert 1957j: 378).

Der zweiten Rede vom 16. April 1935 *Der Dichter und seine Zeit* mißt Wiechert eine große Bedeutung in seinem Lebenswandel bei, und sie war zweifellos das mutige Bekenntnis eines Dichters und eine klare Warnung. Für die Nationalsozialisten an der Regierung gab es damals schon keine gültige Ethik, kein gültiges Sittengesetz mehr. Die Macht legitimierte jede Gewalttat und jeden Schritt gegen Andersdenkende. Sie schuf die neue Moral der Helden. Das göttliche Gesetz war aufgehoben. Propaganda und scheinbare Erfolge bewirkten bei den meisten eine rauschhafte Besinnungslosigkeit. Massenkundgebungen und Demonstrationen ersetzten das Gewissen des einzelnen Staatsbürgers. Der Verzicht auf ein eigenes Urteil und auf Selbstverantwortung war eine der Voraussetzungen für den modernen Totalitarismus.

Wiechert warf sich der Welle der Rechtlosigkeit entgegen; mit größter Eindringlichkeit erhob er öffentlich Einspruch:

Ja, es kann wohl sein, daß ein Volk aufhört, Recht und Unrecht zu unterscheiden und daß jeder Kampf ein 'Recht' ist. Aber dieses Volk steht schon auf einer jäh sich neigenden Ebene und das Gesetz seines Untergangs ist ihm schon geschrieben. Es kann auch sein, daß es sich einen Gladiatorenruhm gewinne und im Kampf ein Ethos aufrichtet, das wir ein Boxerethos nennen wollen. Aber die Waage ist schon aufgehoben worden über diesem Volk, und an jeder Wand wird die Hand erscheinen, die die Buchstaben mit Feuer schreibt. (1957j: 379)

Nach den Jahren der inneren Krise wird Wiechert hineingerissen in die Stürme der Zeit. Er sieht voraus, dass sich die Situation zuspitzen wird und wohin die Knebelung aller geistigen Kräfte in Deutschland führen muss. Was nicht eingeschüchtert, zersetzt oder beschmutzt werden kann, wird unterdrückt, beseitigt, zumindest mundtot gemacht. Es gibt nur eins, sich zu beugen oder sich entgegenzuwerfen. Wiechert hat im Vergleich zu anderen Schriftstellern und Dichtern der Inneren Emigration relativ früh gewählt, dann aber versucht, in seinem Möglichkeitsrahmen das Wort zu ergreifen. Er hat zuerst gesprochen, und erst als sich erwies, dass er dabei wirkungslos blieb, geschwiegen. Seine Ablehnung war kompromisslos. Sein Bekenntnis zu einem politisch unabhängigen Dichtertum prägt sein weiteres Wirken und Schaffen:

Ich wollte nicht Kampfschriften schreiben, aber ich wollte fortfahren, meine Bücher so zu schreiben wie bisher. Nicht 'Blut und Boden'-Bücher, aber 'Boden'-Bücher, nur daß auf meinem Boden die Liebe wuchs und nicht der Haß oder die germanischen Götterkel. (Wiechert 1957h: 650)

Einkehr, Besinnung, Beschränkung, Einordnung, Wachen am Feuer und Horchen auf den Wind, Einkapselung und Inselleben, Ehrfurcht und Liebe, Helfen und Heilen, Geduld und Trost, dies sind die Themen, die sich jetzt immer stärker bemerkbar machen.

Sein 1937 in der „Frankfurter Zeitung“ erscheinender Artikel verkündet unter dem Titel: *Eine Mauer um uns baue...* (Wiechert 1957k: 691–698) den letzten Protest eines Verstoßenen und Geächteten, der sich in Haus und Garten zurückzieht. In demselben Jahr schrieb Wiechert seine Novelle *Der weiße Büffel oder Von der großen Gerechtigkeit*, die jedoch nicht mehr gedruckt werden konnte. Es gelang dem Schriftsteller zum letzten Mal das Wort öffentlich zu ergreifen. Ehe der Druck der Novelle verboten wurde, hat Wiechert Vorträge und Lesungen aus dem Werk abgehalten (mehr: Kießig 1937). Es waren letzte Versuche, auf eine verschleierte Schreibweise die Leser zu erreichen (mehr: Brekle 1985: 144–149). Danach zieht er sich immer mehr in die Innerlichkeit, in die Stille seiner Erinnerungen, zurück: „Schon damals war es ja auch schwer, mit der Tat zu helfen. Es war fast unmöglich“ (Wiechert 1957h: 658).

Bevor die Nationalsozialisten zuschlugen und die Stimme Wiecherts für viele Jahre fast komplett verstummte, waren ihm „drei Erntejahre“ (1957h: 661) vergönnt, die fruchtbarsten in seinem Leben, voll Schaffensfreude, ausgefüllt mit Vorträgen und Reisen, und man darf annehmen, dass er damit die Jahre zwischen 1933 und 1936, bis zur Übersiedlung auf Hof Gagert bei Wolfratshausen, gemeint hat (vgl. Wiechert 1957h: 675).

„*Die Majorin* wurde geschrieben“, heißt es in *Jahre und Zeiten* (Wiechert 1957h: 661); und es verwundert, dass sich Wiechert über dieses Buch nicht weiter äußert. Es scheint, als sei es ein Buch, für das er nicht gelitten hat, ein Buch der idyllischen Liebe, die von der Frau zurück zur Mutter führt.

Nach der Entlassung aus dem Konzentrationslager entsteht *Das einfache Leben* (mehr dazu: Krenzlin 1987: 384–411 u. Schmollinger 1999: 187–193). Wiechert beschreibt ganz ausführlich, wie er dieses wahrgenommen hat, für sich selbst aber auch für seine Leser:

Für die anderen war es ein Buch wie andere Bücher, nur noch stiller, noch innerlicher, und ich wußte damals noch nicht, welch ein Trost es für Unzählige werden würde. Für mich aber, als ich es schrieb, war es mehr. Es war 'mein' Buch, das einzige meiner Bücher vielleicht, das ganz mein war. Es war nicht nur die Flucht vor den Eumeniden, es war der Sieg über sie. Es war ein Traumbuch, in dem ich mich mit Flügeln über diese grauenvolle Erde hinaushob. Mit ihm spülte ich mir von der Seele, was sie beschmutzt, befleckt, erniedrigt, entwürdigt und zu Tode gequält hat. Mit ihm gingen die Schatten und die Toten fort, nicht in das wesenlose Nichts, sondern in ein beglänzt Land der Erinnerung und der Verklärung. Mit ihm baute ich noch einmal eine Welt auf, nachdem die irdische mir zusammengebrochen oder schrecklich entstellt worden war. Nicht eine wirkliche, aber eine mögliche, und jede mögliche Welt ist auch eine wahre Welt. Ich umfing alles mit Liebe, auch das Unvollkommene, das Irrende, das Verkehrte. Aus dem Abgrunde des Haßes zurückgekehrt, verströmte ich, was ich an Liebe nur besaß. Es war mir, als müsste ich nicht nur mich, sondern auch das Bild meines Volkes retten. (1957h: 688–689)

„Es war natürlich“ setzt der Dichter fort, „daß die deutsche Kritik sich mit Erbitterung gegen dieses Buch wendete. Es brauchte ihr gar nicht befohlen zu werden. Hier war die Gefahr vom Herzen her. Nicht der Tadel des Bestehenden, der Spott, die Verächtlichmachung,

Sondern nichts als das schweigende Aufstellen des Gegenbildes, der Gegenwelt, und die Zeit konnte entscheiden, wohin sie sich wenden wollte, ob zu ihrer befohlenen Welt oder zu dieser erträumten“ (1957h: 690).

Aus dem nichtigen Gesellschaftsleben der aufgewühlten Nachkriegsjahre, aus dem wilden, sinnlosen Gehetze der Großstadt, aus einer lieblosen, gespaltenen Ehe versucht der Kapitän a.D. Thomas von Orla zu enttrinnen (vgl. Golaszewski 2013a: 187–200; 2014: 57–70). „Wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz“, liest er in der Bibel. (vgl. Wiechert 1957e: 379) Von diesem Spruch erleuchtet, begibt er sich auf den Weg. Bei nächtlicher Stunde klopft er an die Tür eines Pfarrers, der ihm das neue Evangelium, nicht des Glaubens an Christus, sondern der Erlösung durch die Arbeit verkündet:

„Fromm werden? Glauben? Der Pfarrer beugte sich vor und sah ihn erstaunt an. „Wie kommen Sie darauf? Arbeiten soll man, arbeiten! Verstehen Sie? Nichts als arbeiten! Das heißt es.“ (Wiechert 1957e: 379)

Und statt religiösen Zuspruchs fügte der biedere Pfarrer die Bemerkung hinzu:

Ich glaube auch, daß der Straßenkehrer glücklicher ist mit seiner Arbeit als der Minister. Er hat seinen Abschnitt, seinen Besen und seine Karre. Er hat seine Grenzen, über die ihm keiner hereinkommt. Das hat der andere nicht. Und ein Pferdeapfel ist leichter zu beseitigen als Intrigen, oder politische Feindschaft [...]. (Wiechert 1957e: 380)

So lässt Thomas von Orla seine Frau und seinen Sohn zurück; von seinem treuen Kriegsgefährten Bildermann begleitet und bedient, sucht er sein Glück in einem einfachen Leben inmitten der ostpreußischen Wälder und Seen. In der Rückkehr zur Handarbeit, im engen Kreis seiner Freunde, auf seiner einsamen Insel, findet er ein frohes Herz und neue Kraft.

Der Roman scheint Wiechert Antwort zu sein, auf die Fragen der Zeit, auch auf die politischen (vgl. Golaszewski 2013b: 45–54). Er bemerkt dazu: „Keines meiner Bücher hat eine solche Tröstung der Menschenherzen erreicht wie dieses... Über kein Buch habe ich so viele und so ergreifende Zeugnisse des Dankes... Die Liebe wurde vergolten, die ich an dieses Buch gewendet hatte“ (1957h: 690). Genehmigt wurde der Roman *Das einfache Leben* durch einen Irrtum. „Und dann folgte das siebenjährige Schweigen“ (1957h: 690).

Im Oktober 1939 beginnt Wiechert mit der Niederschrift seines Konzentrationslagerberichtes *Der Totenwald* (vgl. Wiechert 1965h: 697). Aus Angst vor weiteren Verfolgungen vergräbt er die Manuskriptblätter sorgfältig im Garten (mehr: Brekle 1985: 149–155). Das Buch „dürfte von bleibender Bedeutung sein, weil er [Wiechert] mit seiner Person das Paradigma einer Ethik aufgestellt hat, zu dem Leidenschaftsbereitschaft essentiell gehört“ (Böhme 2008: 36). Der Bericht ist nicht nur ein erschütterndes Zeugnis „für die systematische Zerstörung von Menschlichkeit an diesem Ort, sondern auch ein Zeugnis dafür, dass von vielen auch unter diesen Bedingungen Menschlichkeit — Anteilnahme, Fürsorge, Kameradschaft — bewahrt wurde“ (Böhme 2008: 38). Nach seiner Entlassung aus dem Konzentrationslager wurde Wiechert nach Berlin bestellt, um eine persönliche Standpauke vom Propagandaminister Goebbels entgegenzunehmen. Er muss erneut versichern, sich künftig aller regimiekritischen Äußerungen zu enthalten. Als Beweis dafür galt für die Nazis die Teilnahme des Autors im Herbst 1937 am „Großdeutschen Dichtertreffen“ in Weimar. Wiechert erinnert sich später an diese von den Nationalsozialisten erzwungene Rückkehr nach Weimar mit sehr bitteren Worten (vgl. Plachta 2004: 269–291):

Und wenn ich meinen Blick über die Rasenflächen gehen ließ, auf denen das welke Laub sich schon sammelte, ging er immer weiter, durch das stille herbstliche Land, bis an den Ettersberg und bis an das große Tor, über dem die Worte standen: „Jedem das Seine“. Dort waren sie, bei denen ich gewesen war. Eine andere Versammlung, kahl geschoren, mit gestreiften Kleidern, und über sie gingen nicht die Reden hin, nicht die Erinnerungen an Goethe, nicht Fahnen und Fanfaren, sondern die grauen Läufe der Maschinengewehre, die auf den Wachttürmen standen, und die kalten Augen derjenigen, für die auch Goethe einmal ein Name gewesen war, aber ein geringerer als der ihres Lagerführers.

Und ich fühlte, daß ich unrecht tat, hier zu stehen, während mein Haar noch nicht gewachsen war und die Narben an meinen Händen noch schmerzten. (Wiechert 1957h: 685)

Häftling Nr. 7188 heißt der Titel eines nach Kriegsende beim Kurt-Desch-Verlag erschienenen Buches, das Auszüge aus diesem autobiographischen Werk und Briefe Wiecherts an seine Frau enthält, ferner Tagebuchblätter, die Wiechert 1938 in der Gestapo-Zelle, im Münchner Gefängnis, mit winziger Bleistiftschrift bekrizelt hat und die erst 1964 ans Licht kamen, als sie von einem ehemaligen Gestapo-Beamten dem Verlag ausgehändigt wurden.

Ende 1939 beginnt er den ersten Band der *Jeromin-Kinder*. „Es ist schon ein Abschied von der Heimat, denn ich weiß, daß sie verloren sein wird“. Es ist wieder eins der Bücher, das Wiechert sich vom Herzen schreibt, um Menschenschicksalen nachzugehen und darin Trost zu suchen, ehe er anderen Trost spenden kann: „In diesem Leben eines armen und hinter der Welt gelegenen Dorfes gewinne ich mein Leben wieder, seinen Anfang, seine Schwermut, seine Tapferkeit“ (1957h: 697–698).

Das Buch wurde von der Zensur als staatsfeindlich abgestempelt, und Wiechert vergrub es ebenfalls in seinem Garten. In seinen schlaflosen Nächten schrieb er dann seine Träume mit großer Sorgfalt nieder und nannte diesen Bericht *Das Jahr der Träume*. Auf Wunsch des Dichters wurde es nicht veröffentlicht, aber die Tatsache selbst, dass er es geschrieben hat, vervollständigt das Bild, das man sich von seinem reichen Innenleben machen kann. Aufschlussreich und von besonderem Interesse ist Wiecherts Rechtfertigung im Werk *Die Totenmesse*, welche im Jahre 1943 entstand und „an der kirchliche Kreise soviel Anstoß genommen haben“ (1957h: 706).

In keinem anderen Bereich ist es dermaßen notwendig, auf Wiecherts persönliche Einstellung Rücksicht zu nehmen als gerade in religiösen Anliegen, zumal seine Romane keineswegs ein direktes, persönliches Glaubensbekenntnis darstellen. Man soll zwar von einem Dichter nicht im Namen der Kunst die Verkündigung göttlicher Worte erwarten, aber in *Jahre und Zeiten* handelt es sich um eine Erläuterung, die seine persönliche Auffassung wiedergibt:

Gibt es für die Dichtung etwas, das ganz außermenschlich wäre? Entzieht sich die Gestalt Gottes aller Unterlegung menschlicher Zweifel, Irrtümer und Schmerzen? Für den Gläubigen und den Nurgläubigen mag das ein unverbrüchliches und selbstverständliches Gesetz sein. Aber es liegt kein Mangel an Ehrfurcht, nicht einmal an Frömmigkeit darin, wenn unsereiner auch die unerforschlichen Gestalten in den Kreis des Leidens hineinzieht. Es gibt nichts Unberührbares für uns, nichts jedenfalls, was einmal aus unserem Herzen und unserer Sehnsucht aufgestiegen ist, und für meine nachdenkliche Betrachtung gebührt unsere Ehrfurcht ebenso dem Glauben, daß der Mensch ein Geschöpf Gottes sei, wie dem, daß Gott ein Geschöpf des Menschen sei. Sie sind nur zwei Seiten derselben Idee. (1957h: 706–707)

Wenn ich hier auf Wiecherts Weltanschauung zu sprechen komme, so geschieht es zunächst, um die Frage nach Gott und Glauben an der Stelle aufzuwerfen, an der Wiechert sie in seiner

autobiographischen Rückschau berührt hat. Man wird dabei bemerken, dass er zu dieser Frage nicht eingehend Stellung genommen und seine Leser über seine persönliche Überzeugung ziemlich im Unklaren gelassen hat. Es geht andererseits darum, die Anstoß erregende *Totenmesse* so ins Gesamtbild einzureihen, wie der Dichter sie rückblickend gedeutet und bewertet hat.

Man kann seiner Rechtfertigung entnehmen, dass Wiechert sich einer Gotteslästerung nicht bewusst war und deshalb auch nichts zurücknimmt, dass er aber auch keiner klar umrissenden Theodizee huldigt. Er zählt sich nicht zu den Gläubigen, und noch viel weniger zu den Nurgläubigen. Gegensätzlichen Aussagen gebührt seiner Ansicht nach gleiche Achtung. Man findet daher hier den Ausdruck einer toleranten, aber auch relativierenden Auffassung. Die Frage nach der Wahrheit wird somit vermieden. Es bleibt ferner unklar, ob Gott für ihn Person, Gestalt, Vorstellung oder nur Traumgebilde ist, Schöpfer oder nur Idee.

Im letzten Kriegswinter entsteht, einem lang gehegten Wunsch gemäß, ein „Märchenband für Kinder und Große“: „Nicht als eine Häufung bunter Gestalten und Ereignisse, sondern als die Tröstung einer ursprünglichen Welt, einer Welt der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Liebe“ (1957h: 707).

Wenn Wiechert zur Bibel greift, legt er das Märchenbuch nicht aus der Hand, und wenn die Welt der Bibel unter den Qualen der Menschen zerbricht, dann bleibt dem Dichter der Trost, eine schönere und bessere Welt im Märchen zu errichten. So steht bei Wiechert neben der Bibel das Märchen. In beiden blättert er nachdenklich und sucht wie in einem Bilderbuch nach dem Sinn des Lebens. In beiden sprechen Könige und Hirten noch unbefangen miteinander. Alles ist noch schlicht, einfach, unverfälscht, naturgebunden. In beiden sucht Wiechert Trost, und wo Gott schweigt, erhebt der Dichter seine Stimme, und wo Gott sich versagt, geschieht das Wunder des Traums. Denn für Wiechert waren beide, sowohl die Bibel als auch die Märchen die Quelle der Kraft, als er selbst keinen Ausweg mehr wusste.

So schließt sich mit dem Märchen der Kreis. Es ist wieder eine ‘Flucht’, wie der Dichter sagt, aber nicht mehr eine Flucht in Selbsterstörung und Tod, sondern zum Ewigen, zur Einheit, über allen Hass hinweg in das Reich der Liebe:

Noch eine Flucht also, eine noch tiefere als bisher, aber es war nicht die Flucht eines Mannes, der den Schmerz verläßt, um es sich in einer Wunderwelt wohl sein zu lassen, sondern die Flucht eines, der sein festes Haus verläßt, um Brot für die Seinigen zu suchen, und niemand weiß, ob er einen Tag oder viele Jahre ausbleiben wird, weil es in den Märchen keine Zeit gibt oder doch eine andere, als sie von uns gezählt wird. (1957h: 707–708)

Wo in einer furchtbaren Zeit die Städte in Trümmern versinken, wo von Gott keine Rettung mehr zu erwarten ist, soll das Märchen das erlösende Wort verkünden; wo Gott geirrt und Unschuldige geschlagen hat, soll eine größere Barmherzigkeit die steinernen Herzen erweichen. Aus diesen seelischen und zeitgeschichtlichen Voraussetzungen steigt Wiecherts Märchenwelt. So schreibt er in seinem Geleitwort:

Dieses Buch ist im letzten Kriegswinter begonnen worden, als Haß und Feuer die Erde und die Herzen verbrannten. Es ist für alle armen Kinder aller armen Völker geschrieben worden und für das eigene Herz, daß es seinen Glauben an Wahrheit und Gerechtigkeit nicht verlor. Denn die Welt, wie sie im Märchen aufgerichtet ist, ist nicht die Welt der Wunder und der Zauberer, sondern die der großen und letzten Gerechtigkeit, von der die Kinder und Völker aller Zeitalter geträumt haben. (Wiechert 1957g: 9)

Ein Jahr später beendet Wiechert den 2. Band der *Jeromin-Kinder*. Dieser spiegelt erneut ein Bild von der Landschaft seiner Heimat: Ein Blick in die Vergangenheit tut sich auf, ein Stück seines eigenen Weges liegt vor dem Leser, wie ein kaum verhülltes Bekenntnis. Wiechert äußert sich über das Buch:

Es ist mir schwer geworden, dieses Buch zu schreiben, nicht nur aus Angst oder Verzagttheit. Es hat zuviel von meinem Herzen gefordert. Es war mir, als hätte ich mein ganzes Leben aufgezeichnet, und dieses Leben geht nun in dem Buch in das Dunkel und Grauen hinein. Ich habe mich rechtzeitig gelöst von ihm, es zieht mich nicht in seinen Strudel. Aber mir ist, als wäre ich immer noch da, unter den Menschen von Sowirog, und als sähe auch ich das fahle Pferd im Nebel der Moore verschwinden. Ich habe immer noch nicht gelernt, mich aus einem Buch heraus zu halten und Pfirsiche zu essen, während dort das Brot des Todes gegessen wird. Ich werde es wohl auch nie lernen. (Wiechert 1957h: 735)

Als Erziehungs- und Bildungsroman ist kein anderer weiter gespannt: eine ganze Familie mit sieben Kindern, drei, vier Generationen, ein ganzes Dorf; im Hintergrund die deutsche Geschichte vom Kaiserreich bis zum Zweiten Weltkrieg, und im Mittelpunkt das Werden eines Menschen, Jons Ehrenreich Jeromins. Mehr als in allen anderen Büchern hat sich hier des Dichters Blick über seine Jugend und seine Heimat hinaus dem Zeitgeschehen zugewandt. Das Zeitlose begegnet hier den Schrecken der Zeit, schwingt sich darüber hinaus und rettet das Edelste für die Zukunft. Das Gute erringt einen Sieg, nicht nur im eigenen Herzen, nicht nur im engen Kreis. Zum ersten Mal führt das Wort zur Tat, die Tat wiederum zum Erfolg: Jons wird Landarzt. Die Gerechtigkeit triumphiert. Große Opfer und viele Tote hat es erfordert. Der Herr von Balk liegt, von Mörderhand erschossen, auf dem roten Teppich. Der Krieg bricht aus. Die Panzer rollen schon gegen den Feind. Es gibt aber doch Menschen, die Recht von Unrecht zu unterscheiden wissen.

Ich selbst habe noch einmal in den *Jeromin-Kindern* versucht, keine Lehre zu geben oder ein Erbauungsbuch. Sondern das Bild einer Welt aufzustellen, die dem Untergang zutreibt, und in der doch Menschen leben, die ihre Hand in das rollende Rad legen. In solch einer Welt gibt es Gutes und Böses, Gläubige und Leugner, Schuld und Reinheit. In ihr werden Illusionen zerstört, und in ihr wird auch das Unzerstörbare aufgezeigt. Die Mächte langer Vergangenheit sind in ihr wie die Kräfte der Zukunft. Ich bin zu meinem Ursprung zurückgekehrt in diesem Buch und habe meinen Kreis geschlossen. (1957h: 768–769)

Belehrung und Erbauung werden von Wiechert in Abrede gestellt; aber man kann sich dennoch der moralischen Wirkung nicht entziehen. Denn mehr als ein Selbstbildnis oder ein Zeitdokument bieten die *Jeromin-Kinder*, mehr als Schicksal und Leid zeigen sie auf, mehr als Entrüstung oder Mitleid erregen sie. Im Roman stehen in eindrucksvoller Schlichtheit und menschlicher Erhabenheit Vorbilder des einfachen Lebens auf, die Wiecherts Lebensweisheit vermitteln:

Bücher wie die *Jeromin-Kinder* sind so etwas wie die Frucht eines Lebens. Sie fallen aus unserer Hand, wie eine Frucht vom Baume fällt. [...] Mein Leben war reif zu diesem Buch, und so schrieb ich es. (1957h: 778)

Vor seinem Tode erschien gleichsam als eine Art von Testament die *Missa sine nomine*. Allerdings ist kein Urteil Wiecherts darüber bekannt. Noch einmal sind alle Themen seines Gesamtschaffens versammelt. Das Lied der helfenden Liebe, der Überwindung, der inneren

Wandlung erklingt in dem Roman deutlicher denn je an. Der gekennzeichnete Weg ist jedoch stiller und einsamer geworden, und trotz Verzicht und Verzeihung schwebt ein Schatten der Enttäuschung über dem Ganzen.

Mit diesem Roman hat sich der Kreis vollends geschlossen. So wird auch dieser Überblick über das Gesamtwerk Wiecherts mit einem Urteil über die *Jeromin-Kinder* abgerundet. In seiner distanzierten Fassung würde es auch Geltung behalten, wenn man es auf sein ganzes Werk ausdehnen würde; denn wenn ich mich am Ende dieses Beitrags frage, wie Wiechert selbst sein Werk eingeschätzt hat, seine Bedeutung in der Geistesgeschichte der modernen Zeit und vor allem in der deutschen Literatur, so gibt sich eine nüchterne Antwort:

Zwar weiß ich dieses wohl, daß die Jeromin-Kinder die deutsche Literatur nicht an die 'Weltliteratur' anschließen werden, wie sie heute in Zeitungen und Zeitschriften dargestellt wird. Und darüber täuschen mich auch nicht die zahlreichen Übersetzungen in fremde Sprachen. Aber vielleicht gibt es neben dieser 'Weltliteratur' auch etwas anderes, etwas Bescheideneres, das wir vielleicht die 'Literatur des Herzens' nennen können, und zu ihr, glaube ich, wird dieses Buch gehören. (1957h: 769)

In allen seinen Urteilen über seine Werke hat der Dichter immer den Zusammenhang zwischen seinem Leben und seinen Büchern betont, und dem Wunsch Ausdruck verliehen, seinen Lesern, bei geteiltem Leid, Trost zu spenden. Seine Werke sollten Brücken von Mensch zu Mensch schlagen. In gewisser Hinsicht kommt es ihm dabei mehr auf das Persönliche an als auf die künstlerische Leistung. Selten nur hat er bei der Besprechung seiner Bücher Kritik geübt an Gestaltung, Aufbau oder Sprache. Er hat immer mehr zu erzählen gehabt über Künstler als über seine Kunst.

Umso beachtenswert ist sein Urteil über das Bleibende in seinem Werk, das seinem *Selbstporträt* aus dem Jahre 1946 zu entnehmen ist:

1933, in der neuen Heimat, begann ich zu schreiben, was ich für das Bleibende hielt. Nicht alles wird bleiben, aber wovon sollten wir leben, wenn nicht von unserem Mut? Stil und Leben werden immer einfacher. Die Nazizeitungen schrieben, daß mein 'Ruhm' nur bei den Entarteten lebe. Manche Zeitungen sagen heute, er lebe in den Tränen der Ladenmädchen. Aber zu allen Zeiten haben Zeitungen vieles geschrieben, was nur eine Wahrheit der Stunde war. Unzählige haben mit meinen Büchern und Reden die grauenvollen Jahre bestanden, bei uns und in der Welt. Das meiste wird vergehen, aber einiges ist doch auf einem guten Acker gewachsen: *Die Hirtennovelle*, *Der Vater*, *Der weiße Büffel*, Teile aus dem *Einfachen Leben*, den *Jeromin-Kindern*, den *Märchen*. Man soll demütig, aber nicht zu bescheiden sein. Auch wenn man ein 'ostischer' Mensch ist. (Wiechert 1957h: 724–725)

Besonders ausdrucksvoll äußert sich aber einer der größten Verehrer Ernst Wiecherts, Journalist, Philosoph und Religionswissenschaftler, Schalom Ben-Chorin, in seinem Brief aus Jerusalem vom 2. März 1947 darüber, wie er und viele seiner jüdischen Mitmenschen das Werk Wiecherts geschätzt und es im 2. Weltkrieg und danach wahrgenommen haben. Der Brief legt Zeugnis davon ab, wie wirkungsgeschichtlich das Gesamtwerk von seinen Zeitgenossen rezipiert und geachtet wurde:

Ich benutze [...] den Tag um in Ihren Werken zu lesen und Ihnen [...] zu sagen, wie tief und beglückend mich Vieles darin angerührt hat. Ja, es ergeben sich merkwürdige Parallelen, die ich hier nur andeuten kann. Wenn Sie an das Ende Ihrer *Rede an die Jugend* und an den Eingang

Ihrer lieben *Märchen* das tröstliche Goethe-Wort setzen: „Komm, wir wollen Dir versprechen/ Rettung aus dem tiefsten Schmerz.../ Säulen, Pfeiler kann man brechen/ Aber nicht ein freies Herz“, so klingt diese Botschaft auch uns heute und hier wie eine bleibende Verheissung. [...] Ich begann Ihre Märchen zu lesen, die von einer Welt der Gerechtigkeit und Liebe den „Aermsten aller Völker“ [...] erzählen. Das jesajanische Wort „Tröstet, tröstet mein Volk“ erfüllen Sie so unbewusst und wohl unbeabsichtigt auf Ihre Weise. Totenwald und Totenmesse las ich bereits und habe Ihnen schon geschrieben, dass ich erschüttert war von dieser reinen Stimme des ‘Anderen Deutschland’, die mir hier brüderlich sprach. (Ben-Chorin 1947)

Mag Ernst Wiechert heutzutage auch zu den vergessenen Autoren der Inneren Emigration zählen, mag seine Enttäuschung über die Verhältnisse nach dem 2. Weltkrieg in Deutschland auch sehr groß gewesen sein, was letzten Endes zu seiner Emigration in die Schweiz führte¹, so wird vielleicht doch eine Zeit kommen, wenn sein Gesamtwerk entsprechend gewürdigt und seine Stellung zum Nationalsozialismus hoch eingeschätzt wird. Denn die Tatsache, dass seine Werke nicht mehr aufgelegt werden und der Autor selbst in Vergessenheit geraten ist, ist auf die politische Situation in der Bundesrepublik Deutschland nach dem 2. Weltkrieg und auf eine gewisse Konjunktur der Exilliteratur sowie die heftige Auseinandersetzung zwischen den Exilanten und den inneren Emigranten zurückzuführen als auf die Qualität von Wiecherts Werk. Denn direkt nach dem Krieg genoss der Dichter ein überaus hohes Ansehen, seine Werke wurden breit rezipiert (dazu: Weidenmüller 1947) und er selbst als Stimme des anderen Deutschland wahrgenommen. Danach machte der Streit zwischen Frank Thieß und Walter von Molo einerseits und Thomas Mann andererseits eine Verständigung zwischen den beiden Lagern völlig unmöglich, und die inneren Emigranten wurden zu Anhängern des Nationalsozialismus abgestempelt. Abschließend sei daher hier ein kurzes Gedicht Werner Bergengruens, eines anderen inneren Emigranten, zitiert, da es die damals vorherrschende Stimmung sehr deutlich zum Ausdruck bringt:

Völker der Welt — Appell von 1945

...vergesst dies eine nicht:
 Immer am lautesten hat sich der Unversuchte entrüestet,
 Immer der Ungeprüfte mit Stärke gebrüestet,
 Immer der Ungestoßene gerühmt, daß er niemals gefallen.
 ...Der Ruf des Gerichts gilt uns allen!

¹ Siehe: Anlage 2: Gesuch um Einreise-Bewilligung des Schriftstellers Ernst Wiechert in die Schweiz.

Anlage 1 — Brief vom 2. März 1947 von Schalom Ben-Chorin an Ernst Wiechert
 Im Nachlass Ernst Wiecherts im Museum Stadt Königsberg in Duisburg. Archivaufenthalt im Rahmen
 des Forschungsprojektes der Stiftung für Polnische Wissenschaft (FNP) Kwerenda (Januar 2012)

Schalom Ben-Chorin
 Jerusalem, Romemah
 House Berman

Jerusalem (Palestine), den 2. März 1947

Herrn
 Ernst Wiechert
 c/o Verlag Rascher & Cie
Zürich

Verehrtester Meister Wiechert:--

Ein erzwungener Mussetag gibt mir die Mög-
 lichkeit Ihnen in aller Ruhe auf die so überaus lebenswürdige Zusendung von
 acht Ihrer Bücher dankbar zu antworten. Der erzwungene Feiertag hat seinen
 Grund in dem Ausnahmezustand (Curfew), der über die Heilige Stadt verhängt
 wurde als Folge des fluchwürdigen Attentates, das hier gestern begangen wur-
 de und Ihnen sicher bei Empfang dieser Zeilen längst aus der Presse bekannt
 ist. Teile Jerusalems stehen momentan auch unter Standrecht, aber mein Haus
 liegt ausserhalb dieser Schreckenszonen am Rande der Stadt, wo ein herrlicher,
 warmer Frühlingstag über den sich eben zart begrünenden Hügeln von Juda
 aufgegangen ist. Meine Nachbarn stehen umher als wäre Feiertag--aber ich bete
 zu Gott, dass wir nicht mehr oft solche Feiertage haben werden.

Ich aber benutze den Tag um in Ihren Werken zu lesen und Ihnen
 zu sagen, wie tief und beglückend mich Vieles darin angerührt hat. Ja, es ergeben
 sich merkwürdige Parallelen, die ich hier nur andeuten kann. Wenn Sie am Ende
 Ihrer Rede an die Jugend und am ^{den} Eingang Ihrer lieben Märchen das tröstliche
 Goethe-Wort setzen: "Komm, wir wollen dir versprechen, Rettung aus dem tiefsten
 Schmerz..."

Skulen, Pfeiler kann man brechen/Aber nicht ein freies Herz
 so klingt diese Botschaft auch uns heute und hier wie eine bleibende Ver-
 weisung. Das jüdische Volk lebt ja tatsächlich auf der letzten Talsohle der
 Leiden; nachdem sechs Millionen unserer Brüder und Schwestern dem braunen
 Mörder und seinen Vasallen-Henkern zum Opfer fielen, wurden nunmehr den letz-
 ten Geretteten die Tore der Heimat, des Heiligen Landes, geschlossen. Die Mühseli-
 gen und Beladenen, die an die Gestade Palästinas in überfüllten Schiffen
 kommen, jagt das britische Militär im Dienste der "Hohen Politik" wieder weg. Das
 löst eine Erbitterung und Verzweiflung aus, die zu dem an sich nicht zu
 rechtfertigenden Gewaltakten unserer Jugend führen. Ein teuflischer Kreislauf,
 aus dem Niemand einen Ausweg kennt. Und in dieser Situation begann ich Ihre
 Märchen zu lesen, die ^{von} einer Welt der Gerechtigkeit und Liebe den "Ärmsten al-
 ler Völker" (Und wäre ein Volk ärmer als Israel?) erzählen. Das jesajanische
 Wort "Tröstet, tröstet mein Volk" erfüllen sie so--unbewusst und wohl unbeab-
 sichtigt--auf Ihre Weise. "Totenwald" und "Totenmesse" las ich bereits und habe
 Ihnen schon geschrieben, dass ich erschüttert war von dieser reinen Stimm-

- 2 -

des "Anderen Deutschland", die mir hier brüderlich sprach. Dank, Dank für dies Alles. Den "Totenwald" gab ich auch meinem Freunde und Lehrer Max Brod zu lesen, der meine Empfindungen teilte.

Die anderen Werke "Jeroninkinder", "Der weisse Büffel" und die Autobiographie habe ich noch vor mir. Ich hoffe, dass ich zu Ihrem Geburtstage in der hiesigen Presse über all das berichten darf. Die Festschrift wird ja wohl erscheinen und ich freue mich, wenn dann mein Beitrag unter den anderen, wohl gewichtigeren Gratulanten steht.

Mit gleicher Post sende ich Ihnen einige meiner eigenen Versuche in Vers und Prosa zum Gruss. Es ist nur Weniges in Buchform erschienen. Das Meiste ist in Zeitungen und Zeitschriften verstreut oder nur in hebräischer Uebersetzung ans Licht gekommen.

Indem ich Ihnen erholende Tage in der Schweiz wünsche bleibe ich in Verehrung und Dankbarkeit Ihr sehr ergebener

Salomon Jastrow

Anlage 2 — Gesuch um Einreise-Bewilligung des Schriftstellers Ernst Wiechert in die Schweiz
Im Nachlass Ernst Wiecherts im Museum Stadt Königsberg in Duisburg, Archivaufenthalt im Rahmen des Forschungsprojektes der Stiftung für Polnische Wissenschaft (FNP) Kwerenda (Januar 2012)

Anlage zum Gesuch um Einreise-Bewilligung
des Schriftstellers Ernst Wiechert, wohnhaft
Hof Gagert near Wolfartschhausen Oes./amerik.Zone/Deutschland

Zu Ziffer 6): Nach Aussage meiner Schweizer Verleger (Hessner, Arshe-und-Artemisverlag, sämtlich in Zürich) kann ich aus meinen in der Schweiz bereits veröffentlichten Büchern mit einem Jahres Einkommen von fr. 15-20000.- rechnen. Zwei neue Bücher von mir liegen druckfertig vor, die im nächsten Jahre bei Eugen Rentsch Oerlesbach-Zürich, erscheinen werden.

Sollte sich durch irgendwelche Zeitungsklässe dieses Einkommen wesentlich vermindern, so werden für meine Unterhalt jederzeit aufkommen:

Prof. Dr. Jürg Wertenweiler (Techn. Hochschule, Zürich)
Frau Ursula Wertenweiler-Hessner, Kusanth-Zürich, Schiedhelferamt 10;
Frau Martha Schärer, Stäfa
Fraulein Merti Schiller, Zürich-Rehalp, Rebsteinstr. 42;

Dr. Max Picard, Caslano bei Lugano.

Die Höhe meiner Guthaben in der Schweiz aus meinen Büchern ist mir nicht bekannt. Ich schätze sie auf fr. 20-30000.-. Sie unterliegen vorläufig noch der Sperrung.

Prof. Dr. Wertenweiler und Frau Ursula Wertenweiler sind im Begriff, für meine Unterkauf ein Wochenende zwischen Stäfa und Urikon zu kaufen (1 Wohnraum, 1 Schlafz. Zimmer, 1 Küche, 1 Scheune).

Mein selbständiger Erwerb beruht auf der Veröffentlichung meiner Bücher in der Schweiz und etwa 14 anderen Ländern.

Referenzen:

Eugen Rentsch, Verleger, Erlensbach-Zürich
Dr. Max Schneider, Rechtsanwalt, Zürich, Germaniastr. 35

Dr. Job, Direktor des Züricher Rundfunks
Dr. Heinrich Spoerry, Zürich-Wald und Urikon
Bundesrat von Steiger, Bern
Generalprokurator Dr. Weislinger, Bern
Frau Asele von Tavel, Bern
Univ.-Prof. Dr. Georg Schmechel, Genf
Dr. Martin Boemer, Intern. Rotes Kreuz, Genf
Dr. Max Picard, Caslano bei Lugano
Dr. Hermann Hesse Oerlesbach bei Lugano.

Zu Ziffer 7): Begründung der Bitte um Einreise-Bewilligung:

Es ist in der Schweiz und im Ausland bekannt, dass ich von 1933-1945 zu den Gegnern des Nationalsozialismus gehört habe, dass ich 1938 im Gefängnis und im Konzentrationslager Buchenwald war und bis 1945 unter Gestapo-Aufsicht gestanden habe. Mein Buch "Der Totenwald" ist zuerst in der Schweiz erschienen.

Ich will Deutschland für längere Zeit, wenn nicht für immer verlassen, weil ich unter dem Zwang einer korrupten Bürokratie keine Ruhe und Sicherheit zum Arbeiten habe, und weil die Sicherheit meines Lebens in zunehmendem Masse bedroht wird. Originale exzenter Proheriefe von nazistischen Geheimkreisen liegen bei der Information Controll Division in München. Der letzte Proherief vom Sept. 1947 lautete: "Vergleichen mit Ihrem Tode, werden alle Tode aller Konzentrationslager wie Kinderspiel gesehen sein".

Meine persönlichen und geistigen Beziehungen zur Schweiz sind seit dem Beginn meiner Vortragereisen im Jahre 1935 immer enger geworden. (vgl. meine "Rede an die Schweizer Freunde", 1947). Ich habe Gerrall Wertschätzung und Liebe in der Schweiz gefunden. Ich habe die schweren Jahre in Deutschland überstanden, ohne es zu verlassen. Ich bitte jetzt darum, mir noch ein paar Jahre des Friedens und der Sicherheit in Ihrem Lande zu gewähren.

Königsberg
Sammlung
der Stadtgemeinschaft
Königsberg (Pr.)

nr. Gr. 4 Nr. 2/186
Königsberg II/16

Bibliographie

- Böhme G. (2008), *Es war ihm bestimmt, mit Martin Niemöller zu leiden*, „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ v. 6.11.2008.
- Brekle W. (1985), *Schriftsteller im antifaschistischen Widerstand 1933–1945 in Deutschland*, Aufbau-Verlag, Berlin u. Weimar.
- Franke M. (2003), *Jenseits der Wälder. Der Schriftsteller Ernst Wiechert als politischer Autor*, SH-Verlag, Köln.
- Golaszewski M. (2010a), „Der Dichter und die Jugend“ — Rede vom 6. Juli 1933 als Begrüßung der NS-Diktatur oder Kritik an ihr? [in:] *Studia Germanica*, hrsg. v. C. Földes, Veszprem–Wien.
- (2010b), „Der Dichter und seine Zeit“ — Rede vom 16. April 1935 von Ernst Wiechert als Kritik des nationalsozialistischen Regimes [in:] *Studia Germanica*, hrsg. v. C. Földes, Veszprem–Wien.
- (2011a), *Die Schriftsteller und Dichter der Inneren Emigration im Ringen um humanistische Werte. Analyse der Novelle Ernst Wiechert „Der weiße Büffel Oder von der großen Gerechtigkeit“* [in:] *Bezpieczeństwo współczesnego świata — Edukacja, Nauka, Kultura*, hrsg. v. M. Baranowska-Szczepańska, J. Karwat, Wydawnictwo WSHiU, Poznań.
- (2011b), *Der Weg Ernst Wiecherts in die Innere Emigration seit seiner Rede vom 16. April 1935 bis zur Entstehung der Novelle „Der weiße Büffel oder Von der großen Gerechtigkeit“* [in:] *Studia Niemcoznawcze — Studia zur Deutschkunde*, hrsg. v. L. Kolago, Bd. 48, Warszawa.
- (2013a), *Das einfache Leben Ernst Wiecherts — Zivilisation, Natur und das große Gesetz im letzten Werk des Dichters vor seinem Rückzug in die Innere Emigration* [in:] *Prace germanistyczne / Germanistische Werkstatt 5*, hrsg. v. F. Książek, G. Jelitto-Piechulik, Opole.
- (2013b), *Ernst Wiecherts Weg von einem der meistgelesenen Autoren im Dritten Reich zu seiner Inneren Emigration* [in:] *Zeitschrift für Mitteleuropäische Germanistik*, hrsg. v. C. Földes, A. Nemeth, Tübingen.
- (2014b), *Arbeit, Verzicht und Entsagung als Ausdrucksmittel der Inneren Emigration Ernst Wiecherts in seinem Roman Das einfache Leben. Innerlichkeit versus das Dritte Reich* [in:] *Lodzer Arbeiten zur Kultur- und Literaturwissenschaft*, hrsg. v. E. Tomasi-Kapral, K. Sidowska, Łódź.
- Hartung G. (1999), *Völkische Ideologie* [in:] *Handbuch zur „völkischen Bewegung“ 1871-1918*, hrsg. v. U. Puschner, W. Schmitz, J. H. Ulbricht, Verlag K. G. Saur, München.
- Kießig M. (1937), *Ernst Wiechert liest* [in:] L.N.P.
- Krenzlin L. (1987), *Suche nach einer veränderten Lebenshaltung. Ernst Wiechert: „Das einfache Leben“* [in:] *Erfahrung Nazideutschland. Romane in Deutschland 1933–1945*, hrsg. v. S. Bock, M. Hahn, Aufbau-Verlag, Berlin, Weimar.
- Plachta B. (2004), *Die Bibliothek im Kz Buchenwald* [in:] *Literatur als Erinnerung. Winfried Woessler zum 65. Geburtstag*, hrsg. v. B. Plachta, Max Niemeyer Verlag, Tübingen.
- Pleßke H. M. (1997), *Ernst Wiechert und seine ‚Flucht‘*, http://www.ernst-wiechert.de/Ernst_Wiechert_Bibliografie/Hans_Martin_Plesske_Ernst_Wiechert_und_seine_Flucht.pdf.
- (1999), *Das „Mißlingen des Lebens“ in Ernst Wiecherts frühen Romanen* [in:] *Zuspruch und Tröstung. Beiträge über Ernst Wiechert und sein Werk*, hrsg. v. H. M. Pleßke, K. Weigelt, R. G. Fischer Verlag, Frankfurt–Main.

- (2000), *Verteidiger des gefährdeten Menschentums. Über Ernst Wiechert* [in:] *Deutsche Autoren des Ostens als Gegner und Opfer des Nationalsozialismus. Beiträge zur Widerstandsproblematik*, hrsg. v. Kroll F. L., Duncker & Humblot, Berlin.
- (2001), *Ernst Wiechert und sein völkischer Roman „Der Totenwolf“*, http://www.ernstwiechert.de/Ernst_Wiechert_Bibliografie/Hans_Martin_Plesske_Ernst_Wiechert_und_sein_v%F6lkischer_Roman%20Der_Totenwolf.pdf.
- (2003/5), *Der die Herzen bewegt. Ernst Wiechert. Dichter und Zeitzeuge aus Ostpreußen*, Hamburg, Nachdruck Dinslaken-Hisfeld.
- Schmollinger A. (1999), „*Intra muros et extra*“. *Deutsche Literatur im Exil und in der deutschen Inneren Emigration. Ein exemplarischer Vergleich*, Universitätsverlag C. Winter, Heidelberg.
- Schuhmann K. (2012), *Zwei Redner an der Wegscheide 1933. Ernst Wiechert und Hermann Stehr* [in:] *Zbliżenia interkulturowe: Polska*Niemcy*Europa. Interkulturelle Annäherungen: Polen*Deutschland*Europa* hrsg. v. Durzak M., Honsza N., Sznurkowski P., Wilk M., Łódź.
- Stang S. (1925), *Der Totenwolf (Buchbesprechung)*, „*Stimmen der Zeit*“, Bd. 110, Okt.
- Weidenmüller G. (1947), *Ernst Wiechert: „Der weiße Büffel“*, „*Leipziger Volkszeitung*“ v. 17.2.1947.
- Wiechert E. (1948), *Der Dichter und die Zeit*, Weimar.
- (1957a), *Der Totenwolf* [in:] idem, *Sämtliche Werke*, Bd. 2, Kurt Desch, Wien–München–Basel.
- (1957b), *Der Knecht Gottes Andreas Nyland* [in:] idem, *Sämtliche Werke*, Bd. 2, Kurt Desch, Wien–München–Basel.
- (1957c), *Die kleine Passion* [in:] idem, *Sämtliche Werke*, Bd. 3, Verlag Kurt Desch, Kurt Desch, Wien–München–Basel.
- (1957d), *Die Magd des Jürgen Doskocil* [in:] idem, *Sämtliche Werke*, Bd. 4, Kurt Desch, Wien–München–Basel.
- (1957e), *Das einfache Leben* [in:] idem, *Sämtliche Werke*, Bd. 4, Kurt Desch, Wien–München–Basel.
- (1957f), *Der Mann von vierzig Jahren* [in:] idem, *Sämtliche Werke*, Bd. 7, Kurt Desch, Wien–München–Basel.
- (1957g), *Märchen* [in:] idem, *Sämtliche Werke*, Bd. 8, Kurt Desch, Wien–München–Basel.
- (1957h), *Jahre und Zeiten* [in:] idem, *Sämtliche Werke*, Bd. 9, Kurt Desch, Wien–München–Basel.
- (1957i), *Reden. Der Dichter und die Jugend* [in:] idem, *Sämtliche Werke*, Bd. 10, Kurt Desch, Wien–München–Basel.
- (1957j), *Reden. Der Dichter und seine Zeit* [in:] idem, *Sämtliche Werke*, Bd. 10, Kurt Desch, Wien–München–Basel.
- (1957k), *Eine Mauer um uns baue...* [in:] idem, *Sämtliche Werke*, Bd. 10, Kurt Desch, Wien–München–Basel.
- (1957l), *Autobiographische Skizzen. Lebensabriss* [in:] idem, *Sämtliche Werke*, Bd. 10, Kurt Desch, Wien–München–Basel.
- (1957m), *Autobiographische Skizzen. Selbstporträt* [in:] idem, *Sämtliche Werke*, Bd. 10, Kurt Desch, Wien–München–Basel.

Streszczenie

Ernst Wiechert to jeden z najważniejszych (choć obecnie prawie zapomnianych) przedstawicieli niemieckiej emigracji wewnętrznej. Celem niniejszego artykułu jest ukazanie twórczości pisarza przez pryzmat jego wspomnień *Jahre und Zeiten*, rzucających nowe światło nie tylko na interpretację dzieł Wiecherta, ale także na jego poglądy i ocenę własnej twórczości, uwarunkowanej nie tylko względami politycznymi czy społecznymi, ale także, w dużej mierze, wydarzeniami z życia osobistego. Artykuł stanowi próbę stworzenia szkicu analitycznego, obejmującego teksty z różnych okresów życia pisarza — począwszy od pierwszych powieści z kręgu literatury Rewolucji Konserwatywnej (*Der Totenwald*, *Der Wald*), poprzez utwory ukazujące narastający dystans do poglądów narodowych i do tematyki Pierwszej Wojny Światowej (*Knecht Gottes Andreas Nyland*; mowy z lat 1933 — *Der Dichter und die Jugend* i 1935 — *Der Dichter und seine Zeit*), aż po relację autobiograficzną z obozu koncentracyjnego w Buchenwaldzie (*Der Totenwald*, powieść — *Das einfache Leben*, czy *Missa sine nomine*).

Wiechert, rewolucja konserwatywna, Buchenwald, narodowy socjalizm, emigracja wewnętrzna